



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., R.: Deutschland und die Schweiz, Schweizer und Deutsche : eine
Antwort von einem Schweizer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutschland und die Schweiz, Schweizer und Deutsche

Eine Antwort von einem Schweizer



In der Nummer vom 23. Februar der Grenzboten habe ich mit dem großen Interesse, das wir Schweizer allen deutschen Äußerungen über unser Vaterland entgegenbringen, den Artikel über die Empfindlichkeit der Schweizer gegen die ausländische, insbesondere die deutsche Kritik gelesen. Der Verfasser des Artikels spricht mit Achtung von dem berechtigten Selbstbewußtsein der Schweizer, bedauert dann aber, daß es bisweilen in eine durchaus unzulässige Empfindlichkeit ausarte. Der Schweizer nehme allem Ausländischen gegenüber keine wohlwollende Haltung ein. Gastfreundschaft kenne er überhaupt nicht, da schliesse sich sogar jeder Kanton gegen den andern ab. Eine völlig unbegründete Animosität beherrsche ferner den Schweizer nicht nur dem Deutschen Reich, sondern auch einzelnen Deutschen gegenüber.

Diese Behauptungen veranlassen mich nun, eine Antwort zu versuchen. Vorwürfe dieser Art, besonders in Bezug auf das Verhältnis zu Deutschland, sind den Schweizern nicht erst jetzt, sondern schon früher vielfach in der deutschen Presse und von deutschen Schriftstellern gemacht worden. Vorgänge der letzten Zeit haben zu einer besonders lebhaften Erörterung der Stellung der Schweizer zum Deutschen Reich und zu den einzelnen Deutschen geführt. Aus der deutschen Presse hörte ich nun wohl alle die schon oft erhobnen Vorwürfe und Klagen, nirgends aber sehe ich einen Versuch, das getadelte Benehmen der Schweizer zu erklären. Einen solchen Versuch wäre man aber doch der Gerechtigkeit schuldig, wenn auch der französische Spruch: Tout comprendre c'est tout pardonner keine volle Geltung beanspruchen darf.

Die Gastlichkeit, diese schönste Eigenschaft aller Kulturvölker also, spricht der Verfasser des genannten Artikels der Schweiz überhaupt ab. Eine harte, schwere Anklage. Man hat schon oft, hinweisend auf die Schweiz als politisches Asyl, als internationales Gasthaus, unser Vaterland das gastlichste der Länder genannt. Nur, beim Hotelier ist Gastlichkeit nie ein Verdienst, hier gilt ja das alte, böse Wort: Point d'argent, point de Suisse. Wenn aber der Verfasser des Artikels auch im schweizerischen Asylrecht kein Verdienst, keine Äußerung der Gastfreundschaft, sondern nur eine Konsequenz unsrer politischen Einrichtungen sehen will, so ist das ungerecht, unbegreiflich von einem Deutschen. Waren doch die politischen Flüchtlinge, die die Schweiz schon beherbergt hat, zu mehr als drei Vierteln Deutsche! Wer nennt all die Namen ausgezeichnete Deutscher, die verfolgt, gehetzt, in der ungestalteten Republik Zuflucht, Amt und Brot und zum Teil auch eine zweite Heimat fanden, Männer wie Snell, Scherr, Freiligrath, Herwegh, Rüstow, Röschli, Richard Wagner, Heinrich Simon, Semper, Karl Vogt, Mommsen, Kinkel usw. Gewiß verdanken auch

wir, unsre Universitäten vor allem, manchen dieser Männer Großes. Nicht vergessen aber darf man, wie viel Mühe, Sorgen, Verlegenheiten diese Flüchtlinge oft der Schweiz verursachten. Wie viel mal drohte man deswegen, das „Demokratennest“ ausnehmen zu wollen! Wenn nun die Schweiz allen Drohungen und Gefahren zum Trotz immer und immer wieder solche Flüchtlinge aufgenommen hat, war denn das nur berechneter Eigennutz, war denn das nicht auch ein bisschen Gastlichkeit?¹⁾ Viele dieser Verfolgten sind ja später bei günstigeren Zeiten heimgekehrt und haben ihre Kräfte nur vorübergehend der Schweiz gewidmet. Politisch hat diese durch sie wenig gewonnen, wenn sie sich, was oft geschah, in die schweizerische Politik einmischten.²⁾ Aufgewachsen in politischen Verhältnissen, die gerade das Gegenteil ihres Ideals waren, ohne Erfahrungen im republikanischen Staatsleben wollten viele dieser deutschen Burschenschafter und Achtundvierziger nun sofort in der Schweiz republikanischer sein als die Eidgenossenschaft selbst, gar nicht zu reden von jenen bramabasierenden deutschen Revolutionären wie Heinzen, Harro Harring, Rauschenplatt³⁾, Weitling usw., die die Schweiz nur als Kistkammer, als Herd für die europäische Revolution benutzen wollten. Deutsche waren es, vor allem Karl Vogt und Rüstow, die im Neuenburger Handel 1856/57 zum Kriege mit Preußen drängten!

Von der Zahl der Fremden, die jeden Sommer die Schweiz bereisen, kann man an sich gewiß nicht auf besondere Gastlichkeit der Schweiz schließen. Gelten die schweizerischen Hotels in der Regel als gut, so doch auch als teuer, zu teuer. Wie aber reimt sich die Behauptung von der Ungastlichkeit der Schweiz mit der außerordentlichen Menge der Fremden, besonders Deutscher,⁴⁾ die sich hier niedergelassen haben? Eine zweite Stadt wie Zürich, wo die Ausländer⁵⁾ beinahe ein Viertel der gesamten Bevölkerung ausmachen, dürfte schwer zu finden sein. Nicht nur der Volksschulunterricht selbst, sondern ebenso die Lehrmittel sind auch für Ausländer hier unentgeltlich. Berücksichtigt sie die amtliche Armenpflege, im Prinzip wenigstens, nicht, so besteht zu diesem Zwecke eine eigne Gesellschaft in Zürich, die „freiwillige und Einwohnerarmenpflege,“ die im Jahre 1896 unterstützte: 1962 Schweizer und 497 Ausländer, darunter 366 Deutsche. Dies sind einige Beispiele zur Beleuchtung des schweizerischen „Fremdenhasses“! Doch der Verfasser des Artikels legt beim Urteil über die Gastlichkeit eines Volkes, also auch des schweizerischen, wie dies in Deutschland wohl vielfach üblich ist, das Hauptgewicht auf das vorhandne Maß von Höflichkeit, auf die Formen im gesellschaftlichen Verkehr. Nun, daß da sein Urteil über die Schweizer nicht günstig lautet, ist sehr wohl zu begreifen, zum Teil wenigstens. Zum Teil nur, denn unsre welschen Eidgenossen, die doch mehr als ein Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen, haben im gesellschaftlichen Verkehr alle Vorzüge ihrer italienischen und französischen Stammesgenossen. Uns Deutschschweizer aber trifft der Vorwurf unhöflicher Zugeknüpftheit, widriger Rauheit im Umgang mit Fremden mit Recht. Wir tragen zum

¹⁾ Zahl der politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1888: 1539.

²⁾ Wie z. B. die Brüder Wilhelm und Ludwig Snell aus Nassau, die ihres Einflusses wegen eine Zeit lang in der Schweiz das „regierende Haus Nassau“ hießen, dann Karl Vogt, der Stände- und Nationalrat und Mitglied des Genfer Großen Rats wurde usw.

³⁾ Der in einem Dorfe Basellands unter der Linde eine separate, souveräne Republik gründete.

⁴⁾ 1888 kamen in der Schweiz auf 2933334 Einwohner 229650 Ausländer, darunter 112342 Deutsche.

⁵⁾ Unter den 160000 Einwohnern der Stadt Zürich sind mehr als 20000 Reichsdeutsche.

großen Teil noch den Typus eines Bauernvolkes, dem leider „Europens übertünchte Höflichkeit“ oft etwas allzusehr fehlt. Es geht lange, bis ein Fremder heimisch bei uns wird. Sind aber einmal Freundschaftsbände geknüpft, dann halten sie um so länger. Wenn kein Bürgerrecht außer dem amerikanischen von Ausländern so sehr begehrt ist wie das schweizerische, so liegt doch der Grund nicht nur in unsern politischen Institutionen! Der Schweizer mißt die Freundschaft nicht nach Worten und Formen, sondern nach Thaten. Ist dem Fremden einmal die Schweiz zur Heimat geworden, so kann er sie nicht mehr lassen. Wer hat unser Land mit einer solchen Liebe studiert, gekannt und geschildert wie der Märker Johann Gottfried Ebel und der Holste Eduard Dienbrüggen. Den guten Kern hinter der rauhen Schale erkennend sind sie gute, treffliche Eidgenossen geworden.

In einem herrlichen Aufsatz zum siebenzigsten Geburtstage Arnold Böcklins*) hat Herman Grimm sich über die Schweizer also geäußert: „Und doch, so tapfer im Auslande der Schweizer für seinesgleichen eintritt, so scharf scheint im eigenen Lande jeder Einzelne durch ein seltsam rauhes Wesen vom Anderen getrennt zu sein. Lauter für sich denkende Individualitäten, die böse werden, wenn man sie stört. Nicht nur im wirtschaftlichen Leben, auch in der geistigen Produktion tritt ihre Rücksichtslosigkeit hervor. Herbe Einseitigkeit ist ein Genuß und ein Bedürfnis für ihre Politiker, Gelehrten, Dichter und Künstler. Offen wollen sie betheiligen, daß sie das Recht haben, nach Belieben Jedem den Rücken zuzudrehen. Sie gleichen keinem anderen Volke darin. Der herrschsüchtige Egoismus der Engländer ist von anderer Beschaffenheit. Denn die Schweizer sind zugleich freundlich, zutraulich und bescheiden aus innerster Natur. Sie erkennen an, was ihre Mitbürger leisten! Nur wollen sie, was sie thun, ungenötigt thun, und Niemand soll ihnen in den Weg treten.“

Auch Herman Grimm hat erfahren, daß es etwas schwierig ist, mit einem Schweizer bekannt zu werden. Er schreibt in demselben Aufsatz: „Einen Schweizer aufzufuchen, ist keine so einfache Sache. Die wenigen Male, daß Besuche solcher Art seltsamen Verlauf für mich nahmen, sind schweizerische Abenteuer und haben mich vorsichtig gemacht.“ Gewiß, es dauert lange: doch hat einmal der harte Eichenkloß Feuer gefangen, dann ist es das lange dauernde, ruhig brennende Feuer eines alten Schweizer Kachelofens, nicht die leicht aufflackernde, aber schnellverlöschende Flamme eines französischen Kamins. Gottfried Keller ist vielleicht der Urtypus eines rassenreinen schweizerischen Deutschen. Nun, einmal saß der Herr Staatschreiber im Züricher Kunsthaus zur Meise beim Abendessen. Ein großer kräftiger Mann tritt ein, geht an den Tisch heran und stellt sich dem Staatschreiber vor: „Mein Name ist Böcklin.“ Gottfried Keller, erboht über die unwillkommene Störung seines Mahles, würdigt den Gast zunächst keines Blicks und achtet nicht auf den Namen, trotzdem daß er mehrmals wiederholt wird. Endlich blickt er doch auf, sieht dem Fremdling ins Auge und erhebt sich plötzlich: „Ja, sind Sie öppe dä Maler Böckli, dänn nämmed Sie Platz!“ Ein kräftiger Händedruck, und ein Freundschaftsbund fürs Leben war geschlossen.

Es kann keinem Schweizer einfallen, Grobheit als eine treffliche, urdeutsche Eigenschaft hinzustellen. Daß die schweizerische Rauheit im Verkehr aber doch zum Teil ein Ausfluß nationaler Tugenden ist, des Unabhängigkeitsdranges, ohne den wir unsre sechshundertjährige Freiheit niemals erlangt hätten, dafür lassen Sie mich die zitierten Worte Herman Grimms anrufen. Es handelt sich nur um die Schale; wer sich durch sie nicht abschrecken läßt, wird keinen schlechten Kern finden.

*) Deutsche Rundschau 1897/98, Nr. 1.

Gerade im Äußern aber ändert sich ein zähes, konservatives Volk wie das schweizerische nicht im Handkehrum: wir müssen um Geduld bitten! Bisogna lasciar gli Svizzeri negli loro usi ed abusi, mit diesen Worten hat die römische Kurie es schon vor Jahrhunderten aufgegeben, die trotzige Selbständigkeit der Eidgenossen in kirchlichen Dingen zu brechen.

Nun zum zweiten Punkte!

Der Verfasser des genannten Artikels wirft den Schweizern ferner vor: eine besondere Empfindlichkeit hauptsächlich gegenüber der deutschen Kritik und ein Mißtrauen, eine bis zur Feindseligkeit, zum Haß sich steigernde Abneigung gegen das Deutsche Reich und die Deutschen, kurz, eine Gesinnung, die nach seiner Meinung weit eher gegen Frankreich, das man bei uns selbstamerweise liebt, gerechtfertigt wäre.

Da möchte ich zunächst feststellen: die Ansicht, die in der deutschen Presse vielfach auftaucht, die Ansicht, es sei in der Schweiz ein wirklicher Deutschenhaß vorhanden, ist völlig unbegründet!

Eine gewisse Abneigung gegen das Deutsche Reich und zum Teil auch gegen einzelne Deutsche besteht allerdings in der Schweiz in weiten Volkskreisen, das ist unbestreitbar, das ist eine Thatsache, die gebildete Schweizer und Deutsche gleich sehr bedauern, die sich aber doch einigermaßen erklären läßt, wenn ich sie auch natürlich nicht als völlig begründet, gerechtfertigt oder entschuldigt hinstellen möchte. Es ist ebenso schwer, die Gründe von Volksstimmungen aufzusuchen, wie den letzten Ursachen der Ereignisse im Völkerverleben nachzuspüren.

Worte Jakob Burckhardts hält uns der Verfasser des Artikels entgegen: „Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind.“ Nun, diese Worte können einmal nur uns Deutschschweizern gelten, also nur drei Vierteln unsers Volkes. Aber ganz abgesehen davon: Jakob Burckhardt schrieb dies als junger, für deutsche Kunst, Dichtung und Wissenschaft begeisterter Mann in Berlin. Für ihn war Deutschland nur die Heimat Dürers, Goethes, Schillers, ihm schlug das Herz so freudig, als er deutsche Gauen durchwanderte, wie dem grünen Heinrich, als er über den Bodensee dem Lande seiner Sehnsucht entgegenfuhr. Uns schweizerischen Deutschen sind Weimar und Marbach so liebe Orte, wie nur ein Plätzlein unsrer Heimat. Ein Band Goethe lag aufgeschlagen vor unserm Conrad Ferdinand Meyer, als man ihn entschlafen, hinübergeschlummert in seinem Zimmer fand.

Ich erinnere mich, wie ich auf dem Gymnasium einst in einem Aufsatz schrieb, ich kenne kein größeres Glück, als einmal Haus und Heim zu haben im Schwabenlande, im Lande Uhlands, Hauffs, Kerners, des deutschen Volksliedes! Gleiche Sprache, gleiches Fühlen in Dichtung und Kunst sind ein herrliches, ein starkes Band. Glückliche sind wir, zwei deutsche Dichter wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer unser nennen zu dürfen, bei diesem geistigen Austausch auch unser Scherflein steuern zu können!

Stärker aber noch ist das Band der Geschichte, die in der Schweiz Bruchstücke von drei oder sogar vier Nationen zu einem Volke geeint hat. In der harten politischen Arbeit des Tages können und wollen wir Schweizer nichts sein als Eidgenossen, weder Deutsche noch Romanen. Sinkt die Dämmerung herab, dann mag der Deutsche unter uns zu seinem Goethe greifen, der Franzose Racine oder Voltaire lesen und der Italiener sich an dem unsterblichen Pathos Dantes erlaben. Mögen wir Deutschschweizer aber unsre deutsche Sprache, die deutsche Dichtung noch so sehr lieben, wir sind es uns immer bewußt: politisch trennt uns ein Abgrund von Deutschland, da ist keine Gemeinschaft zwischen hüben und drüben! Gewaltig haben wir uns einst vom Deutschen Reiche losgerissen, kein Band verbindet uns

mit dem neuen Reiche. In eine uns ganz fremde Welt blicken wir, wenn wir Heinrich von Treitschkes glutvolle, herrliche deutsche Geschichte, wenn wir seine leidenschaftliche Publizistik lesen. Dort die starke monarchische Gewalt, gebunden nur durch freie Selbstbeschränkung, hier die Souveränität des Volkes als „alleinigen Landesfürsten“ wie die alten Landbücher der Urkantone sagen.^{*)} Deutsche und Schweizer sind zur gegenseitigen politischen Kritik wenig befähigt, ihre Anschauungen stehen sich zu fremd gegenüber. Von ihnen beeinflusst, sind unsre Worte immer *cum ira et studio* gesprochen. So klingt jede Kritik gereizt, wird zur Invektive, und ihr entspricht eine besondere Empfindlichkeit auf der andern Seite, die noch mehr hinter den Worten des Kritikers sucht. Indessen hätte doch den Angriffen Dr. Liebers und gewisser deutscher Zeitungen gegenüber ein gewöhnliches Maß von nationalem Ehrgefühl zur Erregung lebhafter Entrüstung genügt. Über die Bedeutungslosigkeit der Worte Dr. Liebers gab man sich hier meist keinen Zweifeln hin. Das aber empörte uns, daß der Rede nur widersprochen wurde von wenigen Abgeordneten, deren politische Ansichten sich so wie so den unsrigen nähern, daß ferner diese unerhörte Beleidigung keine Rüge fand durch den Präsidenten des Reichstags. Die Beschimpfung ist dadurch vom Reichstage gebilligt, sanktioniert worden. Was konnte es da Lieber wundern, wenn gewisse Schweizer Blätter wie die „Basler Nachrichten“ ihn, wie er meinte, „mit einer hanebüchnen Grobheit“ antworteten. Andre unsrer großen Zeitungen hielten sich dafür ja übrigens wie die preussisch loyale „Neue Züricher Zeitung“ mäuschenstill, ja ein ultramontanes Blatt, das „Vaterland,“ wagte es sogar, Dr. Lieber in Schutz zu nehmen.

Wögen sich Deutsche, die sich aus diesem Anlaß über schweizerische Empfindlichkeit beklagen, daran erinnern, daß wenige Wochen früher die Herausforderung des amerikanischen Senators Berry in der deutschen Presse noch ganz andre Antworten gefunden hat. Liebers Beschimpfung stand nicht allein. Sie brachte nur eben gerade das Wasser zum Überlaufen. Bayrische Zentrumsblätter hatten uns bei der Ermordung der Kaiserin Elisabeth noch ganz andre Gemeinheiten ins Gesicht geschleudert, u. a. z. B. die ganze Schweiz eine Mörderhöhle genannt; ein katholischer Gesellenverein in Berlin hatte in einem groben Schreiben unsern Bundesrat zur Hinrichtung Luchenis „aufgefordert.“ Ebenso sollte es doch auch in Deutschland bekannt sein, daß deutsche Börzenblätter kurz vor Dr. Liebers Rede wegen der jüngsten Entscheidungen unsers Bundesgerichts in Eisenbahnangelegenheiten die Schweiz schlankweg einen Raubstaat und Bundesrat und Bundesgericht eine Bande von Strolchen und Schufsten nannten. Ja, wie sollte da nicht eine gewisse Vereiztheit auf der angegriffnen Seite überhand nehmen, wie sollte da die Sympathie mit Deutschland und den Deutschen zunehmen! Zur Abneigung gegen den deutschen Staat muß sich da die gegen das deutsche Volk gesellen. Dem Verfasser des Artikels ist ja auch die erste unbegreiflich. Eine mißtrauische, feindselige Stimmung, meint er, wäre nur gegen Frankreich erklärlich, die Schweiz habe Deutschland viel zu danken. Wir hätten dem deutschen Staate politisch etwas zu danken? Nein. Einmal wüßte ich schlechterdings keine politische Idee, die uns aus Deutschland gekommen wäre. Die Schweiz hatte ihre Einigung zum Bundesstaat vollzogen, lange bevor das Deutsche Reich gegründet wurde. Sodann konnte sich die Schweiz einer Unterstützung oder nur eines besondern Wohlwollens seitens Deutschlands in der auswärtigen Politik auch niemals rühmen.

^{*)} Wie recht hatte Heinrich von Treitschke, wenn er schrieb: „Der schweizerische Patriotismus ist vornehmlich Stolz auf die republikanische Freiheit.“

Von den Tagen an, wo sich die Schweiz in harten Kämpfen ihre Unabhängigkeit von dem Hause Habsburg eroberte, von der Zeit an, wo sie sich im Schwabenkrieg ganz vom Reiche losriß, hat man jenseits des Rheins immer mit scheelem Auge auf das „Demokratenest“, das „Brutnest der Revolution“ gesehen, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu sagen pflegte.

Wie schon damals deutsche Fürsten und Herren im Hochmut gegen die rebellischen „Bauern“ und „Rüher“ sich nicht genug thun konnten, so behandelten auch in unserm Jahrhundert die tonangebenden Kreise in Deutschland die Schweiz, wo sie konnten, mit gefäßiger, ostentativer Geringschätzung.^{*)} Durch Fürst Bismarck ist statt „Demokratenest“ die schmeichelhafte Bezeichnung „wilde Land“ geläufiger geworden. Glücklicherweise legte Bismarck, wie neulich bekannt wurde, keinen Wert auf eine Annexion der Schweiz. Der Reichstag würde ja nur um eine Anzahl Köpfe reicher werden, meinte er freundlich. Die Basler Nachrichten haben schon Recht: die Rede Liebers ist nur ein Glied in der großen Kette deutscher Liebenswürdigkeiten. Man erinnert sich hier noch sehr gut des Tones, den die Reichsregierung im Wohlgemuthandel anzuschlagen liebte, auch die Sprache Preußens und seiner Presse im Neuenburgerhandel ist dem Gedächtnisse noch nicht entschwunden. Worte, wie sie damals (1856) Heinrich Leo gegen die Schweiz gebrauchte, sind noch selten einem Volke ins Antlitz geschleudert worden. Thatsächliche Schädigungen durch einen fremden Staat vergiftet ein Volk viel eher als eine hochmütige, beleidigende Behandlung. Wie der Deutsche, so hat auch der Schweizer und zwar im besondern Maße etwas vom Alta Troll. Er ist umgekehrt für Höflichkeiten sehr empfänglich und dankbar, leider oft auch, wenn sie nicht ehrlich gemeint sind. Dieser Eigenschaft entspringt zum Teil die alte schweizerische Hinneigung zu Frankreich. Dazu kommen aber auch wichtige historische und politische Gründe, die die Art des politischen Verhältnisses zu Frankreich bestimmten.

Wir haben Frankreich manches Unglück zu verdanken: das Blut der Schweizer Söldner in Dienste Frankreichs ist vielfach mit Undank gelohnt worden, Frankreich hat auch oft eine betrügerische Politik gegen die Eidgenossen nicht gescheut, die französischen Bajonette, die die unmögliche helvetische Einheitsrepublik stützen sollten, haben viel Unheil in unsre Thäler getragen. Niemals aber hat uns Frankreich mit dem Hochmut behandelt wie deutsche Regierungen. Unvergessen sind endlich die großen Dienste, die Frankreich, die Bonaparte der Schweiz bei ihrer Wiedergeburt leistete. Bonaparte führte durch seine Vermittlung die Eidgenossenschaft aus dem Kampf zwischen dem Ancien régime der Bundesanarchie der „Orte, Zugewandten und Unterthanenländer“ und dem aufoktrojierten Einheitsstaate hinüber zur modernen Form des Bundesstaats. In die Mediationsverfassung konnte sich die neue Bundesverfassung von 1848 anschließen.

Man weiß, wie sehr sich Bonaparte für die Schweiz, besonders für die Alpendemokratie interessierte. Wenn irgend eine That im Leben Bonapartes uneigennützig, von reiner Sympathie eingegeben war, so war es diese.

Für die sympathische politische Stimmung für Frankreich wirken auch mit die Erinnerungen an die zahlreichen Bündnisse, die immer und immer wieder die Eidgenossenschaft mit Frankreich verbanden, von der ersten Allianz mit Ludwig XI. bis herab zum Schutzbündnis mit der Regierung des ersten Konsuls; Verbindungen, die allerdings oft einer *societas leonina* gleichen. Ein natürliches Band war ferner die

^{*)} Die schweizerische Republik ist von ihnen, von Metternich und Bismarck vor allen, je und je gehaßt worden als unbequeme Anomalie im monarchischen Europa.

gleiche Stellung beider zum Reich. Ebenso kommen, um die tiefwurzelnde Vorliebe großer schweizerischer Kreise für Frankreich historisch zu verstehen, die zahlreichen persönlichen Bande in Betracht, die durch die französischen Kriegsdienste zwischen Schweizern und Franzosen geknüpft wurden. Angehörige der ältesten, einflußreichsten schweizerischen Herrengeschlechter standen als Offiziere bei den zwölf französischen Schweizerregimentern.^{*)} Diese Leute aber, die Affry, Maillardoz, Pfyster, Salis, Erlach, Wattenwyl, Sonnenberg, Courten, Diesbach usw. traten zurückgekehrt meist in die wichtigsten Ämter der Heimat ein. Ein weiteres Bindemittel war der wechselseitige geistige Einfluß vor und während der Revolution. Die Ideen, die von Paris aus gingen, stürzten auch in der Schweiz endgiltig die alte Ordnung der Dinge. Viele der demokratischen Ideen selbst aber verdankt Frankreich schweizerischen Vorbildern: den Landsgemeindedemokratien der Alpen und einem großen Schweizer Republikaner: Jean Jacques Rousseau.

Seit 1870 nun besteht statt der bloßen Interessengemeinschaft ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen beiden Staaten: Frankreich ist die einzige Schwesterrepublik der Schweiz in Europa, abgesehen von den Vatikustaaten San Marino und Andorra. Besitzen nun auch gegenwärtig die Republikaner Frankreichs keine sehr große Mehrheit, so besteht jenes Verhältnis doch fort, solange ein Präsident im Elysee haust. All dies greift nun aber auch ins gewöhnliche Leben hinüber: die französische Sprache ist einem großen Teile der Deutschschweizer die liebste nächst dem geliebten Schweizerdeutsch. Man trifft mehr Bauern, die ordentlich französisch, als solche, die geläufig hochdeutsch sprechen.

So ist denn dieser unfelige Einfluß der politischen Sympathie und der politischen Abneigung auf das persönliche tägliche Leben zum Teil wohl auch schuld an dem wenig guten Verhältnis, das vielfach zwischen den eingewanderten Deutschen und gewissen schweizerischen Volksschichten besteht. Der Schweizer ist mehr noch als Angehörige anderer Völker ein *ζών πολιτικόν* infolge seiner großen politischen Rechte. Er überträgt die Abneigung gegen die deutschen Monarchie auf die Deutschen selbst und verstärkt dadurch die ablehnende mißtrauische Zurückhaltung, die er allem Fremden bezeigt.

Daneben bestehn aber noch andre, weniger politische Ursachen, die ein freundliches Einvernehmen zwischen Deutschen in der Schweiz und Einheimischen zum Teil nicht aufkommen lassen: die Zahl der Deutschen in der Schweiz steht in gar keinem Verhältnis zu der Zahl der andern Ausländer, ferner zu der Zahl der Schweizer in Deutschland. Auf einen Schweizer in Deutschland kommen ungefähr zwölf Deutsche in der Schweiz.

Raum ein Dorf, in dem nicht eine Anzahl Deutsche wohnen. Neben Gelehrten, Schriftstellern, Musikern, Schauspielern, Kaufleuten, Rentiers besteht nun der größte Teil dieser Deutschen aus Arbeitern, und daneben leider auch aus fahrendem Volk und arbeitsscheuem Gesindel, das unsern Gerichten viel zu schaffen macht. Daß diese Gaukler, Budenbesitzer, die unsre Kirchweihen und Jahrmärkte überschwemmen, daß die deutschen Wankelgänger und Chansonnetten, die in der Schweiz Fingeltangels begründen und betreiben, endlich die vielen Hochstapler, die über den Rhein kommen, die Schweiz heimsuchen und nicht wenig dazu beitragen, daß ein sehr ungünstiger, falscher Eindruck vom deutschen Volk bei uns entsteht, ist begreiflich. Man macht sich wohl in Deutschland schwer einen Begriff, wie ungeheuer groß die Zahl

^{*)} 1787 Etat: in fremden Diensten im ganzen dreißig Schweizerregimenter; in französischen zwölf.

der Deutschen in der Schweiz ist: man glaubt in Zürich, zumal im Sommer, in einer deutschen Stadt zu sein, wo sich neben dem Hochdeutschen auch der lokale Dialekt etwas erhalten hat. Eine solche ganz außerordentliche Überflutung durch Fremde hätte etwas schmeichelhaftes, wenn die Eingewanderten fast ausschließlich aus bessern Elementen bestünden, und wenn ferner die Zahl der deutschen Arbeiter nicht gar so groß wäre. Diese nun, ohne viel Geld ins Land zu bringen, treten in den empfindlichsten Wettbewerb mit dem einheimischen Arbeiter, und größere Geschicklichkeit, aber oft auch bloß größere Zungenfertigkeit sichern ihnen in manchen Gewerben den Sieg, zumal da auch die Zahl der deutschen Unternehmer immer mehr zunimmt. Die Hauptanziehungskraft der Schweiz sind für die deutschen Arbeiter meist die Löhne, die höher sind als in der Heimat, dazu kommen aber vielfach auch besondere Gründe der Einwanderung: politische Vergehen, Fahnenflucht usw. Diese drückende Konkurrenz genügt wohl an sich schon, eine gewisse erbitterte, sogar feindselige Stimmung in den untern Volksschichten zu erzeugen. Die Kreise der Gebildeten werden allerdings von diesen Fragen direkt nicht berührt, das ausgenommen, daß sie ihnen volkswirtschaftliche, soziale Bedenken und Sorgen erregen. Auch von politischen Anschauungen lassen sich diese Kreise im persönlichen, privaten Leben meist nicht beeinflussen. Wir treffen in diesen Klassen im Gegenteil oft auch politische Sympathien für Deutschland, vertreten durch große Blätter wie z. B. die „Neue Züricher Zeitung.“ In Kunst und Wissenschaft herrscht daher gegenüber Fremden, d. h. in der deutschen Schweiz gegenüber Deutschen eine Liberalität, wie man sie wohl nicht in jedem Lande findet. Beim Theater, bei der Musik hat das allerdings auch seine guten natürlichen Gründe: für beide stehn einheimische Kräfte nur ganz selten zur Verfügung.*) So sind denn die Mitglieder des Züricher Stadttheaters z. B. sämtlich, die des hiesigen Orchesters mit einer einzigen Ausnahme Deutsche. Aber auch unsre Universitäten und das eidgenössische Polytechnikum nehmen auf Nationalität gar keine Rücksicht. Dem Polytechnikum hat man im Gegenteil schon oft vorgeworfen, es bevorzuge für seine Professuren deutsche Dozenten. Beinahe ein Viertel der Dozenten an der Universität Zürich (117) sind Deutsche. Die akademische Jugend bringt ihnen natürlich dieselbe Achtung und Sympathie entgegen wie den schweizerischen Dozenten. Beim sogenannten Tonhallekravall unseligen Andenkens konstituierten sich die Studenten als Leibwache der vom Pöbel beschimpften deutschen Professoren.

Deutsche Dozenten wie Semper, Gottfried Kinkel, Johannes Scherr, Friedrich Theodor Vischer erreichten durch ihre geistvollen, begeisternden Vorträge eine Hörerzahl, wie sie ein schweizerisches Auditorium noch selten gesehen hat. Ein unvergeßliches Andenken wird ihnen in der Schweiz bewahrt.

Wenn es nun aber auch manchem Angehörigen der obern Klassen der hiesigen Deutschen nicht gelingt, sich mit Schweizern zu befreunden, so liegt der Grund ja gewiß einmal in der gerügten schweizerischen Zugelüpftheit, dann aber auch in dem hochgespannten persönlichen und nationalen Selbstbewußtsein, das manche dieser Herren zur Schau tragen. Sie passen sich den hiesigen Sitten, Anschauungen, Lebensgewohnheiten nicht an, sehen im Gegenteil mit einer verletzenden Geringschätzung darauf hinunter, treten auf, wie es in einem Klassenstaat, wo sich die „Gesellschaft“ so scharf von der Plebs trennt, angehn mag, nicht aber in einer Demokratie. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß viele dieser Herren einen Ver-

*) Obschon wir einzelne bedeutende Künstler haben, wie z. B. Emilie Herzog in Berlin, neuerdings die junge Altistin Elsa Rügger, Komponisten wie Raegeli, Altenhofer usw.

kehr mit Schweizern gar nicht wünschen. Ein peinlicher Auswuchs dieses großen nationalen Selbstbewußtseins ist das Pochen auf die Macht des Deutschen Reichs. Bei jeder vermeintlichen Kränkung erfolgt sofort eine Drohung mit dieser Macht, oft in einer so groben, taktlosen Weise, wie man es von gebildeten Leuten nimmer erwarten würde. So beim sogenannten Italienerkrawall in Zürich 1896, wo die Drohungen, für den Fall, daß Deutsche angegriffen würden, ganz unnötig waren. Deutsche wurden keine verletzt, wohl aber bestanden die gegen die Italiener manifestierenden Tumultuanten, die verhaftet wurden, zur Hälfte aus Deutschen. Eine weitere Ursache der Verstimmung ist das Treiben deutscher Sozialdemokraten in der Schweiz. Viele mischen sich mit einer unerträglichen Miene geistiger Überlegenheit in unsre Verhältnisse und in unsre Politik ein, ohne sich Mühe zu geben, sie wirklich kennen zu lernen. Die schweizerische Redefreiheit benutzen sie in einer Weise, die sprichwörtlich ist, unser Land scheint ihnen, wie Herrn Diebknecht, gerade gut genug als Versuchsfeld für ihre sozialen Theorien. Aus einer Monarchie kommend, wollen sie unser Volk belehren, wie sehr es ihm noch an Freiheit, an der wahren Republik fehle. Eine solche Kritik geschieht dann oft mit groben Beschimpfungen leitender Staatsmänner.

Im übrigen muß man unterscheiden zwischen Nord- und Süddeutschen. Die Süddeutschen, uns schon in Sprache, Lebensart, Anschauungen viel näher stehend, leben sich in der Regel ziemlich rasch ein und sind persönlich meist sehr beliebt. Unter den Norddeutschen aber wiegt das spottfüchtige, sich unfehlbar dünkende Berlinertum vor, das allmählich nicht nur in Preußen, sondern im ganzen Deutschland tonangebend*) geworden ist. Unter der Feindschaft, die es sich überall, auch in Süddeutschland und bei uns erwirbt, haben auch die andern Deutschen oft zu leiden. Nicht der deutsche Gast allgemein ist wenig beliebt in unsern Hotels, sondern der Berliner, der typische Kanzlei-, Steuer- und Rechnungsrat, der immer schimpft und immer knauserig ist. Im Neuenburgerhandel nahm ein Teil der süddeutschen Presse fast heftiger gegen Preußen Partei als die der Schweiz. Und umgekehrt war die Schweiz vor 1866 meist großdeutsch gesinnt. Gerade Jakob Burckhardt war Großdeutscher in dem fast komischen Grade, daß er, in Florenz mit dem damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zusammentreffend, ganz verwundert war, daß ein preußischer Prinz so freundlich sei und sich so sehr für Kunst interessiere. So erzählt Wilhelm Bode in einem der letzten Hefte des „Pan.“

Es mangelt leider hüben und drüben nicht nur an gegenseitigem Verständnis, sondern auch an gutem Willen, sich dies zu erwerben. Trennte man doch die Politik ganz vom persönlichen Leben und Verkehr, so manches könnte besser werden! Die politische Stellung der Schweiz zu Deutschland ist gegeben, politische Sympathien kann man wechselseitig nicht erwarten. Warum sollen aber die persönlichen Beziehungen der Deutschen und Schweizer darunter leiden? Ist denn da das Band gleicher Sprache und Litteratur nicht stark genug, daß wir uns trotz der Klüft, die uns politisch trennt, als Eines Stammes Söhne fühlen? So lange selbst das Urteil großer Männer, wie z. B. Ferdinand Gregorovius, so voreingenommen ist, ist hierfür allerdings wenig Hoffnung vorhanden. Der Unmut, daß sich die Schweiz vom Deutschen Reiche trotzig losgerissen hat, läßt bei

*) Diese Behauptung wird fortwährend ausgesprochen; sie beruht aber auf einer völligen Unkenntnis der norddeutschen Volksstämme. Die Bewohner der Waterkant z. B. stehn diesem Berlinertum völlig fern. Die Berliner sind übrigens in den letzten Jahren auf ihren Reisen viel anspruchsloser und umgänglicher geworden, was doch auch einmal gesagt werden muß.

D. Neb.

Gregorovius nicht einmal die Freude an der herrlichen Natur des Landes aufkommen. In seinen römischen Tagebüchern schreibt er einmal, die Bildung in der Schweiz sei importiert, nachdem sich das Volk von der deutschen Kultur losgerissen hatte, habe es nichts eignes mehr. Die Alpenwelt ist ihm nur „ein kaltes, stummes Wunder,“ und er begreift nun, „warum die Schweizer so prosaische Menschen sind,“ die Berge am Vierwaldstättersee findet er „wüst und formlos,“ Basel „eine graue, monotone Stadt,“ die außer „dem tristen Gegenstand“ des Holbeinschen Totentanzes nichts Sehenswertes hat. Er sieht Schulkinder auf der Reise: „Sie fingen nicht, sie johlen oder brüllen, sie schmausen nicht, sie verschlingen.“ Auf der Gottshardpost prügeln sich ein Passagier und der Postillon und schimpfen „mit furchtbarem Barbarengeschrei in der schönen Landessprache.“ Und Gregorovius sieht darin „eine Probe von der Erziehung des Schweizervolkes.“ Dieses Urteil, das der große Geschichtschreiber der Stadt Rom sicher nicht als Mensch, sondern als Preuße gefällt hat, schmerzt mehr aus solchem Munde, als tausend Pamphlete im Stile Arthur Fränkels!*)

Nun zum Schluß! Wenn meine Zeilen vielfach unwillkürlich zu einer oratio pro domo geworden sind, so bitte ich, mir das als Schweizer zu gute zu halten. Auch so hat es vielleicht für Deutsche einiges Interesse, einen Schweizer, der übrigens selbst durch enge Verwandtschaftsbande mit Deutschland verknüpft ist, offen und ehrlich seine Meinung sagen zu hören. Ich weiß wohl: *Liacos intra muros peccatur et extra!*

Zürich

H. W.



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

1



unser Persetter war eine Doppelpersönlichkeit, von der die eine hochdeutsch sprach und Schule hielt, die andre einen gemüthlichen Land- und Bienenvirt darstellte und sich plattdeutsch unterhielt.

In der Schulstube sprach Persetter meistens hochdeutsch, wenn auch plattdeutsche Zwischenreden mit unterließen. Wenn wir zum Beispiel den Todschlag des Moses an dem Ägypter behandelten, dann brummte er wohl vor sich hin: *Mot dach 'n fünfschen Kerl sin hem, de ol god Moses — wenn ein Junge gähnte, ohne die Hand vorzuhalten, verwies er in seiner launigen Art: Mas, mol't Mul tau, dat treckt, un ol Lüd kömmt dat ni verdrägen. —* Ab und zu ließ er auch wohl den lieben Gott plattdeutsch sprechen; im allgemeinen aber hielt er die zum Unterricht gehörigen Reden in hochdeutscher Sprache.

Die Thürschwelle vor der Wohnung des Persetters und vor der allgemeinen Eingangstür nach der Schulstube hatten zwar ein gewöhnliches Aussehen, waren

*) Arthur Fränkel, Kulturbilder aus der „freien“ Schweiz, 1897.